

Die (Bilder)Geschichte eines Sterbens

Ich lerne Herrn B. durch seine Frau kennen, die in einem unserer Kurse über Sterben, Tod und Trauer Teilnehmerin ist. Sie hat vom Hausarzt erfahren, dass ihr Mann unheilbar an einem rasch fortschreitenden Lungentumor erkrankt ist. Sie wurde gebeten, ihm, dem Patienten, dies möglichst nicht mitzuteilen, da er damit wahrscheinlich nicht zurechtkomme. Nach dem Kursabend spricht Frau B. uns an, sagt, dass sie sich mit diesem Ratschlag höchst unsicher fühle und, ob ich Herrn B. nicht einmal besuchen könne, um mir ein Bild zu machen. Der Besuch findet statt. Herr B. ist ein charmanter, aufgeschlossener Gesprächspartner, gezeichnet von der Erkrankung, aber sehr lebendig und dankbar für die Abwechslung vom eintönigen Klinikalltag. Er erzählt, dass er noch nie ernstlich krank war, geschweige denn im Krankenhaus, dass er die Tage bis zur Entlassung zähle und sich sehr langweile. Dass die Untätigkeit schlimmer sei als sein Husten und seine Ungewissheit über die Erkrankung. Wahrscheinlich ist diese Langeweile auch der Grund, warum er auf meinen Vorschlag zu malen überhaupt eingeht. Er fragt, was ich denn mit solchen Bildern mache. Als ich ihm erkläre, dass ich sie sammle, sorgsam hüte und gelegentlich auf Fortbildungen zeige, fragt er nach, ob daran auch Ärzte teilnehmen. Dies bestätige ich und glaube, eine Art Genugtuung in seinem Gesicht zu sehen. Noch während ich im Zimmer bin und mich verabschiede, greift er nach den Kreiden und studiert ihre Aufschrift.

Mit Spiritualität bezeichnen wir eine Haltung, in und aus der ein Geist wirkt. Zum Wesen des Geistes gehört es, dass wir ihn nicht einfach fassen können. Er ist da, ist sogar in seiner Auswirkung spürbar, ist aber dennoch nicht greifbar. In der Begleitung von Herrn B. habe ich viel von dem Geist gelernt, der diese Arbeit prägt. Wes Geistes Kind wir sind, zeigt sich in verschiedenen Geisthaltungen, welche die Begleitung sterbender und trauernder Menschen zu einem eigenen spirituellen (Übungs)Weg machen. So gesehen ist es eine Auszeichnung und Chance, als Lernende an der Seite eines Sterbenden sein zu dürfen.

Bild 1

**Die vielen Dinge, die du tief versiegelt
durch deine Tage trägst in dir allein,
die du auch in Gesprächen nie entriegelt,
in keinen Brief und keinen Blick sie ließest ein.
Die schweigenden, die guten und die bösen,
die so erlittenen, darin du gehst,
die kannst du erst in jener Sphäre lösen,
in der du stirbst und endend auferstehst. Gottfried Benn Epilog 1949**

Das erste Bild entsteht nach 5 Tagen Klinikaufenthalt. Die Schwestern erzählen mir, dass Herr B. leicht beunruhigt sei, weil zu seinem Husten noch eine auffallend starke Müdigkeit hinzugekommen ist. Als wir einen Tag später gemeinsam das Bild betrachten, sagt er mit leisem Seufzen: "Ja, da sind schon düstere Wolken am Himmel". Er ist in diesen Tagen sehr interessiert an allen häuslichen und geschäftlichen Vorgängen und zeigt ein großes Bedürfnis nach Stabilität und Sicherheit. So sagt er über das gemalte Haus: "Mir war beim Zeichnen ganz wichtig, dass das keine Hütte oder so ein Fertighaus war, sondern ein ordentlich gemauertes Haus". Und ein Bedürfnis nach Abgrenzung: "Der Zaun um das Haus musste sein, sonst kommt jeder Hund in den Garten gelaufen und pinkelt an meine Stauden!" Als ich ihn auf einen Bezug zur Krankenhaussituation anspreche, erzählt er mir ausführlich, wie schwer es ihm falle, sich von den Schwestern versorgen zu lassen und dauernd berührt zu werden. Das sei ihm lästig und peinlich.

Der Geist des Geheimnisses ist eine entscheidende Haltung, die es gerade im Umgang mit sterbenden und leidenden Menschen einzuüben gilt. Hat ein solches Thema in unseren Vorstellungen, in unserem wissenschaftsorientierten Denken heutzutage überhaupt Platz? Wird eine solche Geisthaltung hier nicht eher als eine Armutsdeklaration gesehen, als ein Offenbarungseid unserer aufgeklärten Möglichkeiten, die uns glauben machten, den Menschen fassen, erklären, deuten zu können?

Unlängst selber zu Gast in einem Krankenhaus, wurde mir noch einmal mehr deutlich, wie sehr diese Häuser und Kliniken Orte der Entblößung sind. Natürlich meine ich damit nicht die notwendige Diagnostik, Radiologie, Ultraschall, Endoskopie, und alle die so hilfreichen Interventionen der Medizin, vor allem der Chirurgie. Ich meine das fehlende Gleichgewicht zwischen notwendiger Entblößung und Schutz bietender Verhüllung. Ich meine damit die vielfach erlebte Haltung des Personals, mir als Patienten keinen inneren Raum zu lassen, in den ich mich zurückziehen, ja in dem ich mich verbergen kann, in dem ich unverfügbar bin.

Als Kind scheint dieses Unverfügbar – Sein so einfach: wenn kleine Kinder miteinander Fangen oder Verstecken spielen, ist es immer wieder zu beobachten, dass sie plötzlich das erhitzte Gesicht hinter den kleinen Händen verstecken und auf diese schlichte Art ebenso belächelt erstaunlich für den erwachsenen Zuschauer wie auch gelingend für sie selber nicht mehr sichtbar oder greifbar sind. Mit dieser einfachen Geste können sie sich offenbar vorübergehend aus dem Spiel nehmen und dem Zugriff der Welt entwinden. Diesen so notwendigen Schutz, der auf Kinderart möglich ist, wünscht sich der den Blicken und Kontrollen ausgelieferte Kranke in einer Klinik sicher sehr oft. Sloterdijk weist in seiner Kritik der zynischen Vernunft nicht von ungefähr auf die sprachlichen Analogien zwischen moderner medizinischer Diagnostik und den Machenschaften der Geheimdienste hin. „Der Arzt betreibt gewissermaßen somatische Spionage. Der Körper ist der Geheimnisträger, der so lange beschattet wird, bis über seine inneren Umstände so viel bekannt ist, dass Maßnahmen getroffen werden können....Und wie die Agenten setzen die Mediziner großen Ehrgeiz in die Verschlüsselung von Informationen, damit das „Objekt“ nicht weiß, was man über es weiß.“¹

Der Patient, der Klient will aber nicht nur als Kranker gesehen werden, als Mensch mit einer Störung oder einem Defekt, sondern als Person, die ihre Geschichte, ihre innere persönliche Linie hat – und vor allem ihr Geheimnis.

¹ Sloterdijk, Peter, Kritik der zynischen Vernunft, Frankfurt Suhrkamp 19 S. 628 ff

Das Geheimnis eines Menschen anzuerkennen und stehen zu lassen, könnte gerade ein besonderer Geist sein, der in der Hospizbewegung und Palliativmedizin wirkt. Wer Sterbe- und Trauerbegleitung unter dem Gesichtspunkt eines spirituellen Weges sehen und erleben möchte, wird lernen und anerkennen, dass der andere, der Mensch, mit dem er zu tun hat, mehr ist als die Summe der Ergebnisse aller Diagnostik. Der Geist des Geheimnisses, von dem ich hier zu sprechen versuche, akzeptiert, dass er nicht alles von einem Menschen weiß und wissen muss. Oft verstellt dieses Wissen die Möglichkeit einer unvoreingenommenen Begegnung mit einem Menschen. Auch im Rahmen der Hospizarbeit sind wir oft geneigt, das „schreckliche Krankheitsbild“, die „verworrene Lebensgeschichte“, den „abgrundtiefen Schmerz“, die „unstillbaren Sehnsüchte“, die „nicht zu kontrollierenden Symptome“, das „erhabene Schicksal“ vor und über dem zu ihm gehörenden Menschen zu sehen, manchmal sogar anstatt seiner. Diese Einteilung in Merkmale verstellt manches Mal den Blick auf den Menschen dahinter, auf die Gesamtheit des Menschen dahinter, der viel, viel mehr ist als alles ihn Beschreibende und Klassifizierende². Der andere ist, was unser Wissen und unsere Wahrnehmung übersteigt. Er besitzt seinen innersten Raum, der unseren sinnlichen und intellektuellen Aneignungswünschen widersteht und sich unserem Zugriff und unserer Kontrolle entzieht. Sich kein Bild zu machen, dieser Leitsatz des jüdischen Glaubens in Bezug auf das Göttliche, ist auch hier ganz und gar zutreffend. Wir pressen die uns anvertrauten Patienten und Klienten manches Mal in Bilder, müssen dies auch gelegentlich, sind aber gefährlich geneigt, sie bleibend zu schablonisieren und damit zu ent-eignen, ihre Eigenheit wegzunehmen, was nichts anderes als den lieblosen Akt meint, sie sich selbst zu entfremden.

Am Abend einer Fortbildungsveranstaltung erzählt ein leitender Hospizarzt von einer sehr problembelasteten Patientin, die sich ihm in Gesprächen aber immer entzogen habe. Wie sehr er ihr „nachgesetzt“ habe, sie „gezielt bearbeitet“ habe, alles an „verfügbaren Kräften und Methoden aufgefahren“ habe, es ihm aber dennoch nicht gelungen sei, „zu ihrem Kern vorzustoßen“. Er habe erkennen müssen, dass ihr nicht zu helfen sei und habe resigniert. Mit großer Freude konnte ich still zuhörend erleben, wie ihn die anwesende Kollegin liebevoll, aber bestimmt auf seinen kriegerisch-strategischen Wortschatz aufmerksam machte und zu bedenken gab, dass diese Patientin vielleicht nur ihr bekannte, gute Gründe gehabt hätte, sich (ihm) nicht zu öffnen und statt dessen ihre Probleme ungelöst ertrüge.

Immer wieder diskutiere ich mit Koordinatorinnen ambulanter Hospizdienste die Frage, wie umfangreich ihre ehrenamtlich Mitarbeitenden in die Krankheitsgeschichte, die medizinischen Fakten und palliativ-therapeutischen Optionen eines zu begleitenden Menschen zur Kenntnis nehmen und darin eingewiesen werden müssen. Ich vertrete die Meinung, dass zuviel Wissen manches Mal nur Neugierde und Angst (was alles geschehen könnte, wenn ich da bin; wenn es so harmlos beim Patienten angefangen hat, könnte nicht auch ich krank werden?...) schüren und sich als manifestes Bild vor die Unvoreingenommenheit und Reinheit einer ersten Begegnung schieben. Wie leicht wird dann doch Herr Weber mit seiner ihm eigenen Geschichte, mit seinem persönlichen Hintergrund, seinen Eigenarten und Vorlieben, seiner besonderen Ausstrahlung zum Patient mit

² Mir gefällt es sehr, dass in der von Michael Wissert und Daniela Popelka im Auftrag der BAG jüngst erarbeiteten Dokumentation für ehrenamtliche Hospizmitarbeiterinnen auf solche klassifizierenden Momente verzichtet wird und statt dessen einzig die Tätigkeitsmerkmale der Begleitenden aufgeführt werden. Dies zeugt von sehr viel Respekt, auch einer Geisthaltung.

Lungentumor, Lebermetastasen und wenig verbleibender Lebenszeit und allen Anzeichen des nahen Todes.

Auch in im Umgang mit verwirrten Menschen, einem anderen Bereich der Leiderfahrung, erleben wir häufig den menschlichen, allzu menschlichen Verlockungsruf, „hinter“ ein Geheimnis sehen zu wollen.

Wir verdanken hier sehr viel den Praktikern der Validation, die uns gelehrt haben, vermeintlich wirre, unlogische Äußerungen eines nicht in unserer Wirklichkeit befindlichen Menschen mit eben dieser Wertschätzung gegenüberzutreten. Falsch verstanden und unerträglich aber wird Validation dort, wo besonders eifrige Anhänger einer Methode sich aufgerufen fühlen, jeder Äußerung auf ihren allertiefsten Grund gehen zu müssen und jedes Wort analytisch in seine Einzelteile zerlegen zu müssen, um den verwirrten Menschen „auf die Schliche“ zu kommen und ihre Bilder in unsere Sprache zu übersetzen.³ Dies zeugt nicht von Respekt, nicht von Vorsicht, nicht von scheuer Annäherung und nicht von Zutrauen. Zu lernen ist eine Haltung, keine Methode, die Geisthaltung, dass jeder Mensch sein zutiefst Inneres verborgen oder verworren halten darf, dass er nicht ein zu beschattender Geheimnisträger ist, den es wie eine Landkarte zu ergründen gilt. Eine Methode, die keine Haltung trägt, trägt nicht.

Frau van de Stralen war trotz ihrer 84 Jahre noch immer eine schöne Frau. Ein eindrucksvolles, klares Gesicht, wenn auch manchmal etwas streng, volle Lippen eines großen Mundes, ein langer Hals, die trotz zahlreicher Silbersträhnen immer noch dunkle Haarpracht zu einer lockeren Hochfrisur getürmt. Auch war sie sehr zuvorkommend, aber nie wirklich herzlich oder vertraut mit einer von uns. Sie war schon eine merkwürdige Frau. Nie erzählte sie aus ihrem Leben, auch nicht, wenn sie darum gebeten wurde, um etwas Nähe herzustellen. Man wußte nur, dass sie gebürtig aus Antwerpen war, es sie nach langem Amerikaufenthalt nach Bonn verschlagen hatte, weil dort ihre Enkelin wohnte, und dass es sonst „niemanden mehr gibt von uns“. Gerne hätten wir mehr von ihr erfahren, wir vermuteten ein interessantes Leben hinter ihrer besonderen Erscheinung. Es war auffallend, dass sie zwar Vertrauen zu den behandelnden Ärzten auf der Palliativstation hatte, an der dort betriebenen Forschung aber kein gutes Haar ließ. Auch ließ sie sich grundsätzlich keine Spritzen setzen, und baden und waschen durfte sie nur die Enkelin, die deswegen extra zweimal am Tag zu ihr kam. Obwohl es uns allen schwer fiel, akzeptierten wir ihre „Geheimniskrämerei“. Auch die Enkelin erzählte nichts, „Sie werden es schon früh genug erfahren,“ sagte sie lediglich. Als es zu Ende ging, litt Frau van de Stralen an heftigen Panikattacken und Alpträumen. „Nein“, rief sie dann sehr oft, „heute nicht, bitte, bitte, nicht.“ Wir standen ohnmächtig dabei.

Als sie starb, war niemand da, der sie zurechtmachen konnte. Wir gingen davon aus, dass das Waschverbot an uns mit dem Tod erloschen sei und kümmerten uns um ihren Leichnam. Als wir sie auszogen, sahen wir mit tiefer Betroffenheit eine schwarz-bläuliche Nummer, die in ihren Unterarm eintätowiert war. Was sie im dritten Reich hat erleiden müssen und womit sie so gequält worden war, nahm sie mit in ihr Grab.

Der Geist des Geheimnisses bietet eine andere Tätigkeit als die des Ergründens an: die des Staunens. Im Staunen treten wir einen behutsamen Schritt zurück und

³ Schon Francis Bacon (gest.1561) hat behauptet, dass die Ursachen eines Vorganges zu wissen, allein wahres Wissen bedeute. Seine Formal heißt nicht von ungefähr: *dissecare naturam*, die Natur auseinanderschneiden

umfassen unser Gegenüber mit einem scheuen Blick, so wie wir gelegentlich andere Naturwunder anschauen: einen erhabenen Berg oder ein tosendes Meer. So birgt das Staunen gleichermaßen die Bewunderung als auch die Verwunderung. Das natürlich Wunderbare gibt es in jedem Menschen. Carl Gustav Jung nennt es in Anlehnung an die Schriften von Rudolf Otto das „Numinose“. Ernst Bloch bezeichnet es als „das ganz andere ganz Andere, das nicht groß, nicht überwältigend genug von dem, was des Menschen ist, denken kann“.

Indem wir uns und dem anderen dieses Numinose, diesen ganz anderen Raum jenseits des Banalen und Trivialen, außerhalb des Sichtbaren, Tastbaren, Begreifbaren zuerkennen, geben wir uns und ihm die Möglichkeit, ihn wiederzuentdecken, ja ihn wieder zu bewohnen.

Als ich Herrn B. bitte, mir etwas über die (An-)Ordnung auf dem Bild zu erzählen, wechselt er vom Bild auf unsere Beziehung und sagt mir seinen Wunsch, dass ich doch bitte regelmäßig, aber nicht willkürlich zu ihm kommen möge. Wir einigen uns auf den Montagabend und Mittwochnachmittag als Besuchszeiten.

Bild 2

**Niemand kann Euch etwas eröffnen,
das nicht schon im Dämmern Eures Wissens schlummert. Khalil Gibran, Der Prophet**

Bild 2 entsteht nach weiteren 2 1/2 Wochen. Herr B. hat angefangen, stark abzunehmen, was ihn zusätzlich beunruhigt. Seine Angst wächst, weil sich die behandelnden Ärzte vor seiner drängenden Forderung, ihm doch endlich zu sagen, was mit ihm los sei, hinter der Aussage verschanzen, man müsse erst alle Untersuchungen abgeschlossen haben, vorher sei nichts mit Sicherheit zu sagen bzw. Schlimmes auszuschließen. Beim gemeinsamen Betrachten des Bildes bestätigt Herr B. das Gefühl einer großen Furcht: "Da scheint sich was über mir zusammenzubrauen!" Ihm fällt auf, dass das Haus "klein und fast durchsichtig" geworden ist und nahezu schwebt. Er spricht von sich aus an, dass die Blumen aus den Fenstern und die Wege zum Haus hin und vom Haus weg verschwunden sind. Auf meine Bemerkung, dass auch die Blumen, der Baum, die Sonne und der schützende Zaun fehlen, sagt er mit müdem Lächeln: "Jaja. Aber noch viel Grün ringsum. Und der Schornstein raucht noch." Längere Zeit sprechen wir über die merkwürdigen spiralförmigen Gebilde an beiden Seiten des Gemäldes. Er kann sich nicht erklären, warum er sie gemalt hat, betont aber, dass sie wichtig sind, weil ohne sie das Bild nicht vollständig ist.

Ich erzähle ihm, dass die Spirale eine Figur ist, deren Anfang und Ende offen ist, die von Drehung zu Drehung über sich hinausweist und sich ins Unendliche fortsetzen lässt. Eine Figur, die bei jeder Umkreisung von innen nach außen an Energie und von außen nach innen an Konzentration gewinnt. Und ich zitiere noch aus dem Gedächtnis einige mir liebgewordene Zeilen aus einem Rilke Gedicht:

"Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge
ziehen, den letzten werd ich vielleicht nicht vollbringen, aber versuchen

will ich ihn"

Herr B. hört intensiv zu und nickt des öfteren.

In den nächsten Tagen stellt Herr B. viele Fragen, dem Arzt, den Schwestern, seinen Söhnen, sich selbst. Werde ich wieder gesund werden? Warum widerfährt mir das? Warum ich? Wozu muss ich das hier erleben? Wir Begleiter müssen ihm die Antworten schuldig bleiben. Wir sind in eine Kultur geboren, in denen Antworten finden und Antworten geben ein hoher Wert zugeschrieben wird. Etwas zu beantworten, klar und umfassend, bedeutet Sachverstand, Einblick und Kompetenz und entbindet Zuversicht. Wir alle tragen die Vorstellung in uns, dass Fragen etwas sind, was zu beantworten ist mit Worten, Meinungen, Untersuchungsergebnissen, Erkenntnissen. Die Welt zu erklären, fühlen wir uns aufgerufen und sind der Ansicht, wenn wir ihr Warum und Weshalb kennen, dass es dann leichter und freier sei, in ihr zu sein.

Die tief bewegenden Fragen eines sterbenden oder an seine Kraftgrenzen kommenden Menschen auszuhalten, heißt, mit ihnen in den großen Fragen des Lebens zu stehen, heißt, sich ihrer Bilderflut und Bedrängnis auszusetzen ohne Gegenwehr. Das gemeingermanische Substantiv „antworti“, neuhochdeutsch Antwort, bedeutet ja auch eigentlich Gegenrede und entlarvt sehr sinnfällig etwas, was ich immer wieder in Gesprächen beobachte: ein Mensch erzählt ein Erleben, stellt etwas dar, und sein Gegenüber fällt ihm ins Wort: Ja, aber... „Das Wetter zu Pfingsten habe ich mir anders vorgestellt...“. „Ja, aber für den Garten ist der Regen ganz nötig.“ „Ich finde den Preis für den gebrauchten Diesel sehr hoch...“ „Aber du musst bedenken, die laufen ja auch mehrere Hunderttausend.“ Unser Miteinandersprechen wird immer öfter zu einer Aber-Rede, deren einleitendes Ja nicht darüber hinwegtäuscht, dass der andere widerspricht und die Äußerung des Erzählenden nicht wirklich anerkennt... Im wahrsten Sinne des Wortes ist Antwort hier Entgegnung.

Wer eine Antwort gibt, übernimmt auch die Verantwortung. „Warum lässt Gott das zu, dass mein Mann so leiden muss?“ ist eine Frage, die nicht von außen beantwortet werden kann. Gibt man dennoch eine solche, muss man damit rechnen, dass der Fragesteller sehr viel Energie und Kraft benötigt, sich in die fremde und ihm zusammenhanglose Antwort einzufinden und sie gar zu übernehmen. Aber sie bleibt ihm wahrscheinlich immer fremd wie eine Prothese. Die andere Möglichkeit ist, dass er sich nach heftigen Anstrengungen des Einlebens in die ihm nicht gehörende Antwort sich enttäuscht von ihr abwendet und nun entweder seine Frage vergessen hat oder sie gar nicht mehr stellen will. Eine von außen gegebene Antwort auf eine Warum-Frage kann diese nicht nur nicht lösen, sondern sie um ein Vielfaches vergrößern.

Im Laufe seiner Meditationspraxis muss ein Zen-Schüler viele Koans lösen. Wir alle kennen diese rätselhaften Fragen und wissen, dass sie nicht mit Mitteln des Verstandes und der Logik gelöst werden können, sondern mit dem, was „hinter“ dem Verstand liegt. Nun gibt es sogenannte Lösungsbücher für die rund 1700 Aussprüche, die die bekanntesten Antworten auf die am meisten verbreiteten Koans zusammengestellt haben, um Außenstehenden das Wesen und den Sinn dieser Meditationsthemen zu beschreiben. Das Lesen der Lösungen ist aber für den Lernenden nicht hilfreich, weil es geradezu den Blick auf die eigene Antwort verstellt und sie verhindert, indem er nachzuvollziehen versucht, was die gelesene wohl bedeuten mag und was sie vielleicht mit ihm zu tun haben könnte. Die Antwort zu

wissen, sie aber nicht gefunden zu haben, ist vielmehr ein großer Schmerz und vertieft das Gefühl der Unzulänglichkeit.

Wir Sterbende und Lebende, die sich einen spirituellen Weg erschließen wollen, könnten versuchen, eine Kultur des Fragens statt des Beantwortens zu leben. Fragen stellen zerstört die Gewohnheit des abschließenden, besitzbaren Begriffbildens in uns. Fragen zu stellen führt uns ins Herz der lebendigen Wirklichkeit anstatt in das Bergwerk der angehäuften Begriffe oder den Friedhof der toten Worte. Eine Frage ist eine Straße irgendwohin, eine Antwort ist ein umschließendes Haus. Mit jeder Frage setzen wir unsere Reise durch die Welt der Begriffe fort. An dem Punkt, wo wir über das Fragen fast den Verstand verlieren, fängt die Heimkehr zu uns selber an.

Sehr anschaulich drückt dies Rilke aus, als er dem Dichterfreund rät, mit Fragen zu leben statt Antworten zu suchen. „Hier fühle ich, dass auf jene Fragen und Gefühle, die in ihren Tiefen ein eigenes Leben haben, nirgend ein Mensch Ihnen antworten kann; dann irren auch die Besten in den Worten, wenn sie Leisestes bedeuten sollen und fast Unsägliches. und ich möchte Sie, so gut ich es kann, bitten, Geduld zu haben gegen alles Ungelöste in Ihrem Herzen und zu versuchen, die Fragen selbst liebzuhaben wie verschlossene Stuben... Leben Sie ...die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich... in die Antwort hinein.“

Bild 3

**Der Sinn ist ewig ohne Machen,
und nichts bleibt ungemacht.**

**Wenn Fürsten und Könige ihn zu wahren verstehen,
so werden alle Dinge sich von selbst gestalten. Laotse, Taoteking**

Das dritte Bild wird einige Tage später nach einem Traum gemalt. Herrn B. war der Zustand der Unwissenheit unerträglich geworden, und er hatte am Vorabend des Traumes nachdrücklich seine Entschlossenheit geäußert, den Oberarzt bei der Visite am nächsten Morgen "festzunageln" und ihn auf seinen Krankheitszustand bzw. -verlauf anzusprechen. In der Nacht träumte er von einem verschlossenen würfelförmigen Kasten, der auf dem Meer trieb und dessen wichtiger Inhalt ihm nicht bekannt sei. Es seien auch Würfelaugen auf einer Seite gewesen, aber "leider nicht die Glückszahl 6". Auf meine Frage, was es denn mit der Glückszahl auf sich habe, sagt er: "Ja, wissen Sie das denn nicht? Wenn man eine 6 hat, darf man noch einmal. Mit der 5 aber ist die Runde zu Ende!", Und er kämpft mit den Tränen. Wir schweigen erschüttert vor der Klarheit des Unbewussten im Traum. Herrn B. war eine Antwort zugewachsen.

Nach einer längeren Pause, in der Herr B. seine Fassung wiedergewinnt, erzählt er mir von dem Gespräch mit dem Arzt, das ihn gerade durch die ausweichende Gesprächshaltung seitens des Mediziners in der Einschätzung der Schwere und Ausweglosigkeit seiner Krankheit bestärkt habe. "Es war dem Doktor ganz arg, mit mir zu reden", sagt Herr B. und - indem er auf das Bild auf dem Nachttisch deutet: "Die Würfel sind gefallen!". Dann bittet er mich, ihn allein zu lassen.

Der behandelnde Arzt, nahezu im gleichen Alter wie Herr B. war nicht in der Lage gewesen, mit seinem Patienten offen zu kommunizieren.

Im wirklichen Einlassen auf den Patienten und sein Sterben wird die Rückfrage an

die eigene Beziehung zum sicheren Tod gestellt. Diese Beziehung kann man nicht kognitiv und per Willensbeschluß ein für allemal herstellen, sondern sie will im Laufe eines Lebens er-fühlt, er-lebt, er-litten werden. Ein Weg ist, die vielen kleinen Tode, die wir im Laufe unseres Lebens streifen: Verlusterlebnisse, Augenblicke des Scheiterns, Momente des Versagens, zunächst zu sehen, sie zu erkennen und schließlich anzuerkennen. Sie zu gestalten und so zu bestehen. Ein Pfleger in einem stationären Hospiz drückte das so aus:“ Um arbeiten zu können und effektiv zu sein, muß ich jeden Morgen in meinen eigenen Tod aufwachen! Es hilft mir, mich in meiner Arbeit und meinem Leben fortzubewegen, ohne steckenzubleiben.“ Dies heißt, die eigene Lebensgeschichte reflexiv und emotional zu verstehen und anzunehmen, sich ihr nicht etwa in Resignation zu unterwerfen, sondern als Leistung und in Leistung zu respektieren. Wer sich selbst bejahen lernt in all den Gebrochenheiten des Lebens, kann den ungeheuren Bruch, den der Tod bedeutet, zumindest ansehen, vielleicht irgendwann annehmen. So reifen wir bestenfalls in eine Aneignung des Todes, was weit mehr ist als eine intellektuelle Akzeptanz einer Lehre vom Tod, weil sie das existentielle Aufnehmen einer über uns verhängten Bestimmung ist, die in Freiheit von uns beantwortet werden will.

In den darauffolgenden Tagen verändern sich Herr B. und sein Verhalten zur Umwelt drastisch. Er lehnt in den nächsten 10 Tagen jeglichen Kontakt zu anderen - zum Pflegepersonal, zu seiner Familie und zu mir - ab und zieht sich ganz zurück. Seine Umwelt, besonders seine Frau, reagiert mit Unverständnis. Gerade jetzt brauche er doch Menschen um sich, meint sie. In dieser Zeit des Schweigens entsteht aber das vierte Bild

Bild 4

Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz alledem. Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah, aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, „angereichert“ von all dem. Paul Celan, (1958 anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen)

Das vierte Bild liegt zum Zeitpunkt meines angekündigten Besuchs auf dem Nachttisch mit dem Hinweis, es sei für mich, ich möge ihn aber in Ruhe lassen. Herr B. hat mir den Rücken zgedreht und liegt mit dem Gesicht zur Wand. Obwohl die Augen offen sind, wendet er sich nicht um und reagiert auch nicht auf die Zusicherung, seinen Wunsch zu respektieren. Auf die notwendig erscheinende kurze Frage, ob ich das Bild seiner Frau und den Schwestern zeigen dürfe, antwortet er mit einer unsicheren, aber zustimmenden Geste. Dieses Nicken und gleichzeitige Schulterzucken kenne ich seit dem Anfang unserer Beziehung ("Ja, wenn Sie glauben, dass es jemandem nützt...") Es ist für mich ganz erstaunlich, was seine Angehörigen und die sich um ihn sorgenden Schwestern einen Tag später aus dem Bild herauslesen, als wir uns in der Kaffeepause die Zeit nehmen, es ausführlich anzusehen und miteinander zu besprechen. Sie erkennen, dass es einen Menschen darstellt, der in Flammen steht und seinen Blick auf den Abendstern gerichtet hält. Die Flammen verstehen wir als Symbol des Durchgangs und der Reinigung. Die Jüngste in der Runde, eine Lemschwester, weist uns darauf hin, dass die Gestalt keinen Mund und keine Arme bzw. Hände habe. Er könne jetzt nichts sagen oder tun, erläutert sie ihre Entdeckung, aber er sei in Bewegung. Der hinzugekommene Seelsorger bemerkt leise, dass dieser Mensch aus dem Bild gehe. Am meisten aber beschäftigt alle das rätselhafte viereckige Gebilde in der Mitte der Person. Die Deutungen reichen von Aktentasche bis Röntgenschild, einige vermuten die Darstellung von Hirnwindungen, andere von

Gedäm. Wir sprechen in diesem Zusammenhang über die Möglichkeit, dass Herr B.'s vermeintlich abweisendes Verhalten nicht persönlich gegen die Schwestern oder seine Familie gerichtet sei, sondern dass er einfach Zeit und Ruhe für den Bewusstseinsprozess (eventuell Hirn) oder den Verarbeitungs- und Verdauungsprozess (eventuell Darm) benötige. Ein Sohn von Herr B. meint nachdenklich, dass sein Vater wohl auf einer Reise in seiner inneren Welt unterwegs sei. Als Frau B. den Eindruck äußert, das sei aber eine wirre Welt, in der man sich verlaufen könne, erzähle ich die Geschichte vom Labyrinth, aus dem sich Theseus und die zur Opferung vorgesehenen jungen Männer und Frauen mit Hilfe des Ariadnefadens herausretten. Anhand des Bildes und in einem langen Gespräch gelingt es, Herr B.'s Familie und das Pflegeteam, die alle auf seinen sprachlosen Rückzug besorgt und/oder gekränkt reagiert haben, zum Verstehen und zur Unterstützung seines Verhaltens zu bringen. In der Auseinandersetzung mit seiner Krankheit und angesichts des Todes stehe es ihm doch zu, eine Zeitlang ganz bei sich zu sein. Wir beenden unser Gespräch und drücken die Hoffnung aus, dass Herr B. auf der Suche nach seinem persönlichen Ariadnefaden zur inneren Ruhe finde. Und dass er diesen Weg alleine gehen muss, mit unserer liebevollen Zugewandtheit zwar, doch nicht geführt, gedrängt von unseren Ideen und Absichten. Und dass er dann möglicherweise neuen (Sprach-)Ausdruck finden kann.

Gerade die unter uns, die sich mit besonderer Hingabe den psychosozialen und spirituellen Aufgaben der Sterbebegleitung widmen, stellen oft große Anforderungen an sich selber, Patienten und Klienten beim Abschließen mit dem Leben und bei der sogenannten Sinnsuche zu helfen. Im Eifer dieses Helfens wird häufig übersehen, dass wir dabei gerne unsere eigenen Übertragungen zu leben geneigt sind und dem anderen munter einen Sinn anempfehlen, der viel eher der eigene wäre als der fremde. Zum zweiten kann auch hier wieder Enteignung geschehen, indem wir uns als Helfer um etwas kümmern, was nicht unseres ist und wozu wir keinen Auftrag haben.

Insgesamt erlebe ich in meiner Supervisionspraxis, dass das Gefühl des Ungenügens, der Hilflosigkeit und des Ausgelaugtseins auf Seiten der sogenannten Helfenden häufig gespeist wird aus einem übergroßen Anspruch an sich selber, die Probleme der sterbenden und trauernden Menschen lösen zu müssen. Ganz abgesehen davon, dass dieser überhöhte Anspruch ein hohes Maß an Frustration bringt für die, die sich ihm unterwerfen, trägt er auch das Zeichen von Hoffart und Überheblichkeit. Wer glauben wir zu sein, dass wir, und sei es auch nur stellvertretend für den daran Leidenden, seine Probleme lösen dürfen und gar können? Von seiner Bedeutungsgeschichte her entlarvt das Wort „lösen“ seinen enteignenden Charakter: von einem Baumes wurde die zum Gerben verwendbare Rinde – die Lohe – abgerissen, daraus entstand das Verb „lösen“. Einem Menschen ein Problem lösen zu wollen, heißt, ihn von seiner Aufgabe, seinem Zweifel, seiner Fragestellung und seiner Anforderung, ja von seiner Biographie abzuschneiden, abzutrennen. Ihm das Zutrauen zu verweigern, dass er seinen Umgang damit finden kann.⁴

Vor vielen Jahren hatte ich das Glück, in der Schweiz ein Seminar mit Elisabeth Kübler-Ross zu besuchen. Außer ihrer so bescheidenen, uneitlen Art faszinierte mich besonders eine Erzählung von ihr: Ein ungefähr 70jähriger Mann lag im Sterben und klagte ihr, dass er Zeit seines Lebens nie hätte treu sein können. Dass es auch zu diesem Zeitpunkte eine Geliebte gäbe und er glaube, dass der Moment gekommen

⁴ Etwas anderes ist es, wenn wir gebeten werden, beim „Lösen“ behilflich zu sein, wie z.B. im therapeutischen Kontext.

sei, es seiner Frau zu gestehen und um Verzeihung zu bitten. An dieser Stelle habe er heftig geweint und dann gesagt, dass er nicht wisse, wie er mit seiner Frau darüber sprechen könne. Die junge Ärztin, die sie war, habe ihn beruhigen wollen und ihm gesagt, dann werde eben sie mit seiner Frau sprechen. Darauf habe sie der Patient empört hinausgeworfen. Ein paar Tage später habe sie ihn wieder besucht und gefragt, was sie falsch gemacht habe, schließlich habe sie ihm doch nur sein Problem abnehmen und mit seiner Frau sprechen wollen. Da habe dieser Patient sehr mutlos geantwortet: "Noch nicht einmal das trauen Sie mir zu." Nach dieser Geschichte habe ich damals verstanden, dass einem Patienten etwas abnehmen bedeuten kann, ihm etwas wegzunehmen, und mir tief vorgenommen dass ich darauf achten will, dass sterbende und trauernde Menschen vielleicht mutlos und schwach sind, aber nicht hilflos, klein und inkompetent.

Wenn wir in der Begleitung sterbender und trauernder Menschen eine Absicht verfolgen, und sei sie noch so hehr und wohlmeinend, machen wir uns groß, denn wir glauben zu wissen, was für den anderen gut und sinnvoll ist. Vielleicht ist es die schwerste Lektion, die wir überhaupt im Leben lernen müssen, nicht den Ergebnissen und Wirkungen unserer Handlungen anzuhaften. Sogyial Rinpoche sagt, dass es eine Form von Aggression sein kann, Ziele für andere zu setzen, und dass man sich in Wirklichkeit oft selbst ein Erfolgserlebnis verschaffen will.

Die Zeit des Rückzugs von Herrn B. ging vorüber. Nach einigen Tagen ist er wieder kommunikativ, wenn auch stiller und sehr traurig.

Sein einziger Kommentar, den er sehr viel später über das Bild abgibt, ist der fast schmunzelnd ausgesprochene Satz: "Komisch, das mit dem Quadrat im Bauch, meine Mutter hat immer gesagt, ich hätte einen Quadratschädel, der ihr bei der Geburt einige Mühe gemacht habe."

Bild 5

**Anstelle von Heimat
halte ich die Verwandlungen von Welt... Nelly Sachs**

Bild 5 entsteht einige Wochen später, nach einer Phase mit viel Ruhe und Rückschau. Herr B. erinnert sich jetzt häufig an einzelne Lebensstationen und spricht manchmal wehmütig von seiner Jugend, so einmal von einer abenteuerlichen Ferienreise, die er als junger Mann nach Istanbul gemacht hat. In diesem Gespräch lässt er in seinem Krankenzimmer noch einmal die Gerüche und Farben des Orients lebendig werden und lädt mich mit weit ausholenden Gesten und blitzenden Augen ein, an den Erlebnissen der Reise teilzuhaben. Während er das einzige Mal in meinem Beisein malt, erzählt er von der imposanten Hagia Sofia, deren Kuppel ihn sehr beeindruckt habe. Ich habe ihn nie vorher und nachher so lebendig gesehen. Er malt schnell, mit kräftigem Strich, seine Wangen sind gerötet. Das untere Rechteck auf der rechten Bildseite will er zunächst schwarz schraffieren, dann entscheidet er sich um und greift zu einem türkisfarbenen, Stift. Auch beim Hintergrund versucht er erst einige schwarze Striche, übermalt dann aber alles mit Violett. Den dadurch etwas verblassten Stern oben links holt er nachträglich liebevoll wieder hervor, ebenso die Umrisse des Gebäudes. Mit viel Druck auf die Kreide malt er das Kreuz, das die Moschee vierfach teilt, verlängert dann die Achsen energisch mit Gelb-Orange über das Objekt und Bildzentrum hinaus.

Als er fertig ist - und deutlich erschöpft -, hält er das Bild prüfend hoch. Ich äußere mich begeistert über die klare Linienführung und die kräftigen Farben. Als ich es auf seinen Wunsch mit

Leukoplast neben den anderen an der Wand hinter seinem Bett befestige, schaut er es lange mit einem Ausdruck von Wohlgefallen und Zustimmung an. "Schöner als das erste", sagt er dann. Auf meine Bitte, das Wort "schöner" zu erläutern, sagt er nur "weniger drauf" und "deutlicher". So erlebe ich ihn auch in diesen Tagen: wesentlich eingeschränkter in seinen äußeren Möglichkeiten (er verlässt das Bett nicht mehr, alles ermüdet ihn rasch), aber mit einer reichen Innenwelt beschäftigt, die manchmal seine Züge aufleuchten lässt. Ich weise ihn noch auf die helle Stelle auf dem Würfelbild und die Sterne auf den beiden letzten Bildern (alle im linken oberen Quadranten) hin. "Ja, das ist sehr wichtig in dem ganzen Dunkel hier um mich herum", erwidert er. Und „ nun werde ich nicht mehr reisen, nur innerlich“. Als ich ihn an diesem Nachmittag verlasse, begleitet mich sein Blick nicht wie sonst bis zur Tür. Er liegt blass in der mit Mal-Kreidestaub verfärbten Krankenhausbettwäsche und betrachtet versonnen die Bilder an der Wand.

Es geht also um die Reise zu sich, diese Reise selbst ist das Zuhause. In der Hospizbewegung sind wir durch die sogenannte Phasenlehre, die den Prozeß des Sterbens in mehrere Abschnitte einteilt, etwas verdorben für einen unvoreingenommenen Blick auf die, die uns anvertraut sind zur Sorge und Begleitung. Wir wissen zwar, dass es unsere Aufgabe ist, lediglich die wirklichen und individuellen Bedürfnisse des anderen wahrzunehmen und diese möglicherweise zu berücksichtigen, aber im Hinterkopf lauert häufig die Stufenlehre der Thanatologen, die eine geheime Bewertung in sich trägt und durch ihre aufbauende Struktur eine Entwicklung erzwingen will. Wenn eine erste Stufe Verleugnung oder Verweigerung genannt ist, also mit Begrifflichkeiten verknüpft ist, die gesellschaftlich nicht als positiv oder psychodynamisch erstrebenswert gelten, und eine letzte Stufe dann Annahme heißt, also mit der Vorstellung von Ruhe und Freiheit einhergeht, liegt es doch auf der Hand, diese letzte erreichen zu wollen oder gar zu müssen. Es ist ein Thema in fast jeder meiner Supervisionssitzungen, dass Helfende unzufrieden darüber sind, dass ein Schwerkranker nicht den Weg der inneren Entwicklung geht, den der Begleiter für ihn im Kopf hat. Meist enden solche Sitzungen mit einer Frage von mir, wie zum Beispiel: "Wo, bitte, soll Frau B. oder Herr W. kurz vor dem Ableben Deiner Meinung nach noch ankommen?" und einem befreienden Lachen des Ertappten und der Gruppe. Gerade in unserer Arbeit ist es sehr schwer, unsere eigenen Wunschvorstellungen und Ziele bezüglich unseres Lebensendes von den zu Begleitenden abzukoppeln.

In den letzten Osterferien habe ich die wunderbare Chance erhalten, in einem Hospiz in San Francisco, das als sehr spirituell ausgerichtetes und getragenes Haus gilt, aushelfen zu dürfen. Herzstück des Hospizes ist neben einem ambulanten Pflorgeteam, dem Hospizarzt und dem Verwaltungsleiter eine bunt zusammengewürfelte Truppe ehrenamtlich tätiger Leute, die jeweils einen halben oder ganzen Tag pro Woche alle im Haus anfallenden Arbeiten erledigen, sei es in der Küche, im Garten oder am Sterbebett. Sie alle verbindet irgendeine persönliche spirituelle Ausrichtung sowie der Wunsch, sterbenden Menschen beizustehen. Die meisten der Bewohner sind an AIDS erkrankte Männer, die kaum Begleitung von außen benötigen, weil sie von den Mitgliedern der gay community vorbildlich umsorgt und betreut werden. Um so mehr Begleitung erfährt Mrs. Rosbaum, eine sehr energische alte Dame, die niemanden mehr hat. Böse Zungen munkeln, dass sie alle

„weggebissen“ habe und deshalb nun so alleine sei. In der Tat ist dies gut vorstellbar, ihr heftiges Wesen und ihre bühnenreifen Auftritte, in denen sie Hingabe und Gehorsam einfordert, geben diesem Gerücht reichlich Nahrung. Mrs. Rosbaum hat Jahrzehnte lang als Pflegedirektorin in einem großen jüdischen Krankenhaus gearbeitet, dort nannte man sie nur „The Major“ – diesen Namen hat sie ins Hospiz mitgenommen. The Major residiert im Erdgeschoß in einem sonnigen großen Eckzimmer und befehligt insgesamt 4 Ehrenamtler, die wiederum es sich zum übereinstimmenden Ziel gesetzt haben, Mrs. Rosbaum zu einem würdigen, leisen, nachdenklichen Sterben zu verhelfen und aus ihr eine verzeihende und demütige Frau zu machen. Mrs. Rosbaum denkt aber gar nicht daran, einen solchen ihr anempfohlenen Tod zu sterben, sondern herrscht weiter wie eine Despotin von ihrem Bett aus, findet überall ein Haar in der Suppe, zetert bei unerfüllten Wünschen und ereifert sich stundenlang und lautstark über alle diejenigen, die ihr je im Leben Unrecht oder Håme angetan haben. Eines Tages aber scheint eine Wende einzutreten: eine der Ehrenamtlichen, Joyceline, erzählt mir in der Küche, dass The Major seit Tagen wie umgewandelt sei, sehr höflich und zuvorkommend, und dass sie sich gestern abend sogar wegen eines Anflugs von Ungeduld bei ihr entschuldigt habe. Ich staune, aber freue mich mit ihr. Als ich zwei Tage später ins Haus komme, höre ich schon auf der Eingangstreppe zur Haustür das Gezeter aus dem Erdgeschoß mit der uns allen bekannten Stimme. Obschon mir Joyceline in ihrer getäuschten Hoffnung leid tut, muß ich doch insgeheim lächeln. Später bringe ich Mrs. Rosbaum das Mittagessen. Noch immer hat sie sich nicht beruhigt: „Stellen Sie sich bloß mal vor, Monika,“ sagt sie mit ihrer rauhen, polternden Stimme, „es wird Ihnen hier einfach nicht erlaubt, auf Ihrem ureigenen Weg voranzuschreiten. Immerzu müssen Sie sich irgendwie angemessen verhalten und zur Ruhe kommen. Ich will, verdammt noch mal, nicht zur Ruhe kommen und schon gar nicht diesen dämlichen Knochenmann hinter meiner Türe akzeptieren. Ich denke manchmal nach, gebe denen auch manchmal recht, war auch nicht immer eine einfache Frau, aber ich habe doch, verflixt noch mal, ein Recht auf meinen Rhythmus und meinen Weg. Warum zum Teufel muß ich denn noch vor meinem Tod unbedingt irgendwo ankommen? Danach habe ich doch auch noch meinen Job zu tun, vielleicht hilft mir ja dabei unser Lord - falls es ihn gibt. Bis dahin will ich keine Ruhe, sondern leben und gehen, gehen und leben... Das Leben ist eine bunte Straße, und eine Straße ist nun mal kein Haus, sagen Sie denen das!“

Der Tod steht nicht in der Zielgraden und wartet ab, wie weit wir mit unserer Entwicklung sind, ob wir die uns gesteckten Ziele erreicht haben, ob wir bereit sind, ob wir ihn nehmen können. Auf unserem Unterwegssein geht der Tod immer neben uns. An irgendeiner Stelle des Weges legt er die Hand auf unsere Schulter und spricht sein rücksichts- und bedingungsloses „Jetzt“. Er vollendet nicht; er bricht Leben ab, er zerreißt Hoffnungen und Plåne, er löst Bindungen, er unterbricht das Weitergehen.

Den von Frau Rosbaum gegebenen Auftrag an das dortige Hospizteam versuche ich in meinen Supervisionsgruppen und auch an mich selbst weiterzugeben und ihn zu berücksichtigen, wenn wir uns wieder einmal darum bemühen, dass jemand ein von uns gestecktes Ziel erreicht oder wir uns einmal wieder so sehr im Wunsch finden, irgendwo anzukommen und auf Dauer zu bleiben. Eine Straße ist nun mal kein Haus, nicht wahr, Mrs. Rosbaum?

In den folgenden Wochen geht es Herrn B. körperlich immer schlechter. Er klagt jetzt auch über Kopfschmerzen und Schwindel und muss häufig erbrechen. Trotzdem malt er weiter. Nach dem quasi gescheiterten Versuch, mit dem Arzt über seine Krankheit zu sprechen, hat er das Thema nicht wieder angesprochen, auch mit seiner Familie und den Schwestern nicht. Er macht willig die ihm vorgeschlagene Therapie, wehrt sich nicht gegen Medikamente und Bestrahlung, fragt aber auch nicht nach Fortschritt oder wann er entlassen werden könne. Die Schwestern loben ihn und nennen ihn einen angenehmen, geduldigen Patienten, der nicht unnötig kungelt oder Arbeit macht.

Bild 6

**Ich sage ihnen: wenn Ihr aufhören könnt zu siegen,
wird Eure Stadt bestehen. Christa Wolf**

Sein einziger Kommentar zu Bild 6,

das nach 8-wöchigem Krankenhausaufenthalt entsteht, ist: "Tja, so steht ein Mensch vor seinem Schöpfer". Und er stellt zur Verdeutlichung mit großem Ernst diese Figur mit hoch erhobenen, seitwärts ausgestreckten Armen im Bett sitzend nach/Ich bin zunächst sehr erstaunt über diesen Bezug, weiß ich doch von den Schwestern, dass er zu Beginn seines Aufenthalts die Frage, ob er den Besuch eines Seelsorgers oder sonntags die Krankenkommunion wünsche, verneint und sinngemäß geantwortet hatte, "mit den Brüdern" habe er "nichts zu bereden", und all das bedeute ihm nicht viel.

Er ist zu müde und hat kein Interesse, weiter über das Bild zu sprechen, bittet mich aber, es zu den anderen zu hängen. „Wenn ich es anschau, übe ich mich in der Unterwerfung“, sagt er.

Mir bedeutet das auf dem Bild Dargestellte eine Geste tiefster Hingabe, würdevoller Unterwerfung, stolzer Niederlage.

Wenn wir uns im Geist der Niederlage üben, bedeutet dies, dass wir unsere Verletzungen und unser Leiden als Möglichkeit des Wachstums anerkennen lernen. Dass wir die Ahnung in uns bekräftigen, dass es etwas außerhalb unserer Erkenntnismöglichkeiten und jenseits der Bereiche unseres Wollens geben mag, das nicht zu bekämpfen ist, sondern das es anzuerkennen gilt. Dass wir uns eingestehen, dass nicht wir das Größte sind, weil nur dieses Wir uns bekannt und vertraut ist, sondern etwas über uns ist, viel größer als das Bekannte und fern unseres Zugriffs. Und dass es ein erhabener Moment sein kann, mit diesem unvergleichlich Großen in Kontakt und in Auseinandersetzung zu sein.

Seit meiner frühen Jugend begleitet mich die altbiblische Geschichte von Jakobs Zweikampf als Rätsel, das mich nicht losließ. Wieso, habe ich mich immer wieder gefragt, soll es ein Segen sein, von einem Engel im Kampf so schwer verletzt zu werden, dass man anschließend zeitlebens hinkt? Als ich vor einigen Jahren in London eine überdimensionale Skulptur von Henry Moore zu diesem Thema betrachtete, die unvergleichliche Schönheit und Stärke des Widersachers und den Abglanz dieser Schönheit, Größe und Kraft auf den Zügen des unterlegenen Jakob, habe ich ein wenig von der Bildkraft der Geschichte begriffen. Allein durch die

Tatsache, dass sich Jakob dem Kampf stellte und mit dem Engel rang, ihm nicht auswich und dann in Würde unterlag, ließ ihn teilhaben am Wesen des Engels, einen Teil haben von ihm, der von nun an in ihm wohnte. Das war der Segen, der ihm verliehen wurde.

Das tibetische Wort für Stolz (ngagyal) bedeutet wörtlich übersetzt: ich-sieghaft, die Abschirmung des eigenen Ego, das die Rüstung um das Herz immer fester werden lässt. Der so Stolze sagt: Mir kann nichts mehr etwas anhaben.

Das Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben, bedeutet hingegen, das etwas zu uns durchgedrungen ist, trotz der Einkerkung und des angelegten Panzers. Wir sind berührt.

Wie sinnlos gestaltet sich ein Leben, das ständig voller Angst um sich selber kreist und darauf bedacht ist, sich mit allen Mitteln vor wirklichen oder vermeintlichen Gefahren abzusichern. Ein moralischer Aufruf zu weniger Egozentrik, zu mehr Selbstlosigkeit oder Verzicht wird niemanden erreichen. Es geht um die Ermöglichung eines Vertrauens, das den Taumel der Angst in der Wurzel der Existenz beruhigt.

Bild 7

**Halte deine Seele, Freund,
und ziehe sie fest an dich, damit sie dir nicht entflieht. Alexis Sorbas**

Bild 7 zeigt eine Art Mandala. Herr B. hat zu dem Zeitpunkt des Entstehens viele Schmerzen, die man durch starke Medikamente zu dämpfen versucht, und ist sehr erschöpft und schläfrig. Oft liegt er mit halb geschlossenen Augen da, in seinem rasselnden Atem ist manchmal ein Murmeln zu vernehmen. Dann wieder taucht er aus diesem Zustand in die sogenannte Realität auf, nimmt lächelnd die Person(en) in seinem Zimmer wahr. Das Sprechen aber macht ihm nun viel Mühe, Vorgänge außerhalb seines Zimmers interessieren ihn nicht mehr, aber aus dem Aufleuchten seiner Augen, wenn er aufwacht, ist zu erkennen, dass er noch gerne ruhigen Besuch um sich hat. Ich bin nun fast täglich nach meiner Arbeit bei ihm, lese oder male etwas, während ich still an seinem Bett sitze. Die Schwestern hatten Papier und Kreiden auf die Fensterbank geräumt, weil sie Herrn B. für zu schwach hielten, noch weiter zu malen. Eindringlich auf sie hinweisend, hatte er ihnen aber bedeutet, dass er die Sachen wieder auf dem Nachttisch haben wolle. Und stockend sagt er, dass er noch einmal im Malen das Wichtigste festhalten will. Und es dann lassen will.

Schöner kann man den Geist des Haltens nicht beschreiben als im Einverständnis zu sein mit dem, was ist. Dem Einssein mit sich kann sich nur nähern, wer versöhnt lebt mit dem Fremden in sich, dem Unbekannten, Ungeliebten und Unerlösten. „Man wird nicht dadurch hell, daß man sich Helles vorstellt, sondern dadurch, daß man sich Dunkles bewußt macht“, sagt C. G. Jung⁵. Diese Form von Halten und So-Sein-Lassen hat mit Besitzenwollen und Anhaften nichts gemein. An eine solche Art von Halten schließt sich das Lösen mit Selbstverständlichkeit an, genauso wie auf das Einatmen das Ausatmen folgt. Man stelle sich vor, daß in einer Übung zur Meditation die Lehrerin immer nur das Ausatmen propagiert. „Ihr müßt ausatmen, Ihr dürft das

⁵ Carl Gustav Jung, Von den Wurzeln des Bewußtseins. Studien über den Archetypus, Zürich 1954

Ausatmen nicht vergessen..!“ Es ist vorstellbar, daß sich die Teilnehmer dann veratmen, durcheinander kommen, den natürlichen, selbstverständlichen Rhythmus verlernen und sich verkrampfen. Und um so weniger ausatmen.

Ein alter chinesischer Mönch, der sich nach langer friedvoller Meditationszeit nach dem Zustand der Erleuchtung sehnt, beschließt, das Kloster zu verlassen, sich auf einen hohen Berg zu setzen und solange zu meditieren, bis er entweder erleuchtet oder sterben wird. Auf dem Weg zum Gipfel trifft er einen alten Mann, der ein Bündel bergab schleppt. Da der alte Mann weise aussah, fragte ihn der Mönch: „Sag mir, weißt du irgendetwas über Erleuchtung?“ Da ließ der Alte das Bündel los, und es fiel auf die Erde. Wie in allen guten Zen-Geschichten war unser Mönch in diesem Augenblick erleuchtet. Aber die Geschichte geht weiter: Der soeben erleuchtete Mönch schaut den alten Mann an und sagt: „Und was nun?“ Statt einer Antwort bückt sich der Alte, hebt sein Bündel wieder auf und geht weiter.

Halten und Lassen, Bleiben und Aufbruch sind keine Gegensätze. Sie stehen auch nicht einfach in einem additiven Verhältnis zueinander. Es ist nicht so, daß man erstens hält und dann zweitens losläßt. Beides entfaltet sich, entwickelt sich aus der inneren Verwandtschaft zueinander. Veränderungsbereitschaft im Leben - und im Sterben - braucht die Sehnsucht nach dem Halten, sonst sind Menschen haltlos und ohne Schutz. Der Vorgang des Sterbens verbindet Gewesenes und Noch-nicht-Existierendes als große Leistung. Nicht im Halten stecken bleiben und nicht um des Habens und Besitzens willen halten, sondern weil das Erlebte so wertvoll ist und aus dem Vergessen gerettet sein will, kennzeichnet den Geist des Bewahrens. Wie das Hüten nimmt er in Obhut, was und wer in einem Leben wichtig war und dazu beigetragen hat, daß der bewahrende Mensch zu dem wurde, der er nun ist. Und das Bewahren zeichnet sich durch eine besondere Form der Durchlässigkeit aus, die das einmal Gesehene, Gehabte, Gehaltene zu verwandeln imstande ist. So kann dies, was in uns leben und bleiben durfte, durch uns Vergängliche in eine andere Daseinsform hinüber getragen und dort geborgen werden, wo auch immer das am Ende sein wird und wer auch immer wir am Ende sein werden.

Als ich das Bild, das er 10 Tage vor seinem Tod gemalt hat, in seinem Beisein betrachte, nimmt er zum ersten Mal meine Hand und hält sie fest. Dann sagt er mühsam den einen folgenden Satz: "Zur Blume im Inneren führen 4 Wege, aber es ist fast egal, welchen man geht, alle kommen dahin." Und in den nächsten Minuten wiederholt er nickend immer wieder einzelne Bruchstücke des Satzes: "Ja, egal... - alle dahin... - Blume... - Wege egal... - Blume..."

Als Herr B. stirbt, bin ich nicht dabei. Stunden später komme ich erst auf die Station und erfahre es. Obwohl ich in diesen Tagen immer mit seinem Tod gerechnet habe, bin ich doch tief betroffen. Mit den Worten, dass er aber doch noch etwas für mich dagelassen habe, bringt mir die Schwester das an mich adressierte letzte Bild (Nr. 8) Es spricht für sich.

Bild 8

Von den Städten wird bleiben, was durch sie hindurchging: der Wind. Bert Brecht

Im letzten Bild von Herrn B. erlebe ich die Möglichkeit, dass sich tief Gedachtes, Erlittenes und Errungenes sozusagen selbst in das Buch des Lebens einschreibt, in einer Art unbeendbarem, unaufhörlichem Register der Zeitlichkeit sich sammelnd aufbewahrt. Das, was auf der Welt in ihrer Beantwortung auch immer erdacht und erlitten wird, jenseits seiner (Fort-)Wirkung, Anerkennung oder Ablehnung und schlußendlichen Verflüchtigung in Raum und Zeit, im Hiersein, sich in alle Zukunft in eine transzendente Wirklichkeit einfügt und diese prägt nach Gesetzen, die anders sind als uns bekannte Gesetze. Dieses Buch des Lebens könnte man als ein sich immer weiter schreibendes, unaufhörliches Protokoll des menschlichen Seins bezeichnen. Es könnte als so etwas wie eine geistige Summe, die das vereinende Erinnern der Dinge fortlaufend zieht, bezeichnet werden. „Und da ich weiß, dass nichts vergeht, keine Geste und kein Gebet... (dazu sind die Dinge zu schwer)-meine ganze Kindheit steht immer um mich her. Niemals bin ich allein. Viele, die vor mir lebten und fort von mir strebten, webten, webten an meinem Sein. Und setz ich mich zu dir her und sage dir leise: Ich litt –hörst du? Wer weiß wer murmelt es mit.“ (Rilke, Mir zur Feier) Diese Form der Unaufhörlichkeit hat nichts mehr mit unserem (vermeintlich) gesondert lebenden und erlebten ehemaligen Selbst und jeder Art von Individualität zu tun, nicht mehr mit unserer zerstreuten und zerfallenden Seinsweise, sondern mit der Vollendung eines verbundenen und höchsten Selbst, das man den göttlichen Urgrund oder Seinsgrund nennen könnte. Darin wird die Weltgeschichte und alle Lebensgeschichten in einer Teilnahme der erfüllten Zeit auf ihn hin geeinigt. Ein alter Mythos findet dafür ein großes Bild: „Zum Schluss, bei der Auflösung der Welt, wird der Gedanke des Lebens sich selber einsammeln und seine Seele gestalten zur Form des Letzten Bildes... Durch seinen Geist wird er das Licht und das Leben einfangen, das in allen Dingen ist, und es auf seinen Körper bauen.“⁶ Das klingt wie umgekehrte Schöpfungsgeschichte und rundet den Bogen zur Erschaffung von Welt, Mensch und der Mannigfaltigkeit des Werdens. Alle Geschichten des Lebens und der Menschheit arbeiten unablässig und unaufhörlich am Urgrund des Seins weiter, fortschreitend über den ganzen Weltprozess hin, und sind gleichzeitig in ihm geborgen auf Urzeit hin. Der Tod ist vielleicht nicht nur der Augenblick, in dem ein Körper und ein Leben enden. Im Augenblick der Bewegungslosigkeit und des (vorübergehenden) Stillstands von Zeit ermöglicht er, den Blick von der äußeren Daseinsform und Erscheinung fortzulenken und für einen Bruchteil die Wirklichkeit des Unaufhörlichen zu erahnen. Dieses Unaufhörliche ist das gleichzeitige Erfahren der gesamten vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Ereignisse.

Seit dem Tod von Herrn B. und in Erinnerung an seine Bilder stelle ich mir manchmal vor, dass Lebensläufe und Leidensläufe, und hier besonders die der stillen Helden unseres Alltags, zu Linien im Antlitz des Seinsgrund werden und geworden sind. Dass sie als Ernte der Weltbeantwortungen an der Ewigkeit bauen und dass der Ertrag aus dieser Ernte die Nahrung für das unaufhörliche Sich-Entdecken, Sich-Fühlen, Sich-Leben, Sich-Schaffen des Seinsgrunds ist. Die Werdemühen von uns Menschen und das von uns Erlittene vertiefen nur die Fülle der Essenz, die uns den Anschluss an das immer weiter Schöpferische ermöglicht.

⁶ Kephalaia, Manichäische Handschriften V, 29,1-6, Stuttgart 1940

Ist es denkbar, glaubbar, dass der Weltstoff seinen Entwicklungskreis noch nicht geschlossen hat? Dass sich uns ein neuer Bereich menschlicher Expansion eröffnet, wenn wir unser Wertvollstes dem Unvergänglichen übereignen? Tastende Gedanken.

Broschüre mit Bildern zu bestellen unter
ALPHA Rheinland, von Hompeschstrasse 1, 53123 Bonn
oder per E-Mail info@monikamueller.com